

# DIE QUALITÄT DER QUOTE

EDITORIAL VON  
**MARKUS LEHMKUHL**

**Was liest das Publikum? Was will das Publikum lesen? Was bedeutet es für das journalistische Handeln, was das Publikum liest? Darum soll es gehen in dieser ersten Quarterly-Ausgabe des Jahres 2008, die sich den Ergebnissen des Reader-Scan bezogen auf die Wissenschaft zuwendet.**

Der Name suggeriert Exaktheit: Leseverhalten wird gescannt. Ein elektronisches Gerät, das Testleser verwenden wie einen Textmarker, ermöglicht es, für jeden Artikel einer Zeitung eine Lesequote zu ermitteln. Es ermöglicht auch, zeilen genau zu bestimmen, wann Leser aus Artikeln aussteigen.

Das Verfahren ist populär: Bislang 50 Zeitungen haben ihre Leser vom Schweizer Carlo Imboden scannen lassen. Es wird von Wissenschaftsjournalisten, die in dieser Ausgabe zu Wort kommen, geschätzt. Es scheint, dass es sich als vertrauenswürdige Währung für

das Leseverhalten auch oder gerade in Wissenschaftsredaktionen durchzusetzen beginnt.

Obwohl die Ergebnisse des Reader-Scan ausweisen, dass Methodisches bei Lesern nicht so gut ankommt, werden wir uns mit der Methode auseinandersetzen. Wir haben den Medienwissenschaftler Jörg Hagenah gebeten, **Stärken und Schwächen dieses Verfahrens** vergleichend zu analysieren. Sein Resümee: Den Daten ist aus wissenschaftlicher Sicht nur bedingt zu trauen.

Wir wollen uns nicht allein mit den Artikelquoten auseinandersetzen, sondern auch das Internet in den Blick nehmen. Nimmt man die Page Impressions, **die Nutzungswährung im Internetgeschäft**, dann gibt es aus der Sicht der Macher einen doch einschneidenden Unterschied zu den Reader-Scan-Quoten oder den Fernsehquoten: Ein Zeitungsartikel wird am Tag seines Erscheinens gelesen oder gar nicht. Dasselbe gilt (noch) für Fernsehsendungen.

Unser Schwerpunkt Quoten im Wissenschaftsjournalismus ist – das will ich gerne zugeben – anders geraten, als ich das gedacht hätte.

## INHALTSVERZEICHNIS

DIE QUALITÄT DER QUOTE	1	FÜR EINE REDAKTION WICHTIG	„DIE LEUTE HABEN EINEN
„ES WÄRE NAIV, NUR AUF DIE		SIND“	HORROR VOR DER
QUOTE ZU SCHAUEN!“	2	„WIR HALTEN VIEL DAVON“	MATHEMATIK“
„SEGEN FÜR DEN		BEFRAGUNG, MEDIA-SCAN,	JOACHIM BUBLATH
WISSENSCHAFTS-		READER-SCAN: DAS PERFEKTE	IST DER BESTE!?
JOURNALISMUS“	5	VERFAHREN GIBT ES NICHT	NEUE MITGLIEDER
„ES SIND DIE HINWEISE AUF DIE		WIE ORGANISIERT MAN EINE	IMPRESSUM
HANDWERKLICHEN FEHLER, DIE		WISSENSCHAFTSREDAKTION? 13	

Er liest sich über weite Strecken wie ein Plädoyer für die Quote. Augenscheinlich ist die Orientierung an Quoten keine Haltung mehr, die automatisch verknüpft wird mit oberflächlichem, qualitativ niederem Wissenschaftsjournalismus.

Natürlich haben wir noch mehr zu bieten als Quoten: zum Beispiel **Rankings**. Dass Joachim Bublath der Beste sein soll, haben wir zum Anlass genommen, über Sinn und Unsinn solcher Rankings einmal nachzudenken. Außerdem betrachten wir das **Innenleben von drei Wissenschafts-Redaktionen**, deren Organisation von Jacob Vicari analysiert worden ist. Und wir sprechen mit Christoph Pöppe, Redakteur bei „Spektrum der Wissenschaft“, über den schwierigen Stand der **Mathematik in den Medien**.

Wir hoffen wie immer, dass wir einen interessanten Mix zusammengestellt haben und dass die Lektüre in jeder Hinsicht anregend ist für das eigene professionelle Tun.



**Markus Lehmkuhl** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus der FU Berlin

## „ES WÄRE NAIV, NUR AUF DIE QUOTE ZU SCHAUEN!“

Der so genannte Reader-Scan funktioniert ganz einfach: Man bittet Zeitungsleser, mit einer Art Textmarker anzustreichen, welche Texte sie gelesen haben. Aus den Daten, die dabei aufgenommen werden, können für jeden einzelnen Artikel innerhalb einer Zeitung Lesequoten ermittelt werden. Auch ermöglicht das Verfahren detaillierte Messungen, wann Leser aus einem Artikel aussteigen. Der Reader-Scan ist bislang von rund 50 Zeitungen genutzt worden, um Aufschluss über das Leseverhalten der Abonnenten und Käufer zu erhalten. Über die Ergebnisse sprach das wpk-Quarterly mit dem Schweizer Erfinder der Methode, Carlo Imboden.

Sie haben das Reader-Scan-Verfahren vor drei Jahren zur Marktreife gebracht. Unter ihren Kunden sind Tageszeitungen und Wochenzeitungen, überregionale und regionale, Abozeitungen und Boulevardzeitungen. Was können

sie auf der Basis ihrer bisherigen Ergebnisse zur Nutzung von Wissenschaftsseiten sagen?

Als erstes können wir feststellen, dass in der Praxis unterschiedliche Konzepte von Wissenschaftsseiten verfolgt werden. Die Konzepte unterscheiden sich zunächst hinsichtlich eher formaler Merkmale, also der Erscheinungsweise (täglich, wöchentlich), des Umfangs, der Platzierung innerhalb der Zeitung (integriert in Buch 1,2,3), der Platzierung innerhalb des Buches (Aufschlagseite, Innenseite, Rückseite) und des Layouts. Außerdem unterscheiden sie sich hinsichtlich eher inhaltlicher Merkmale. So lassen sich Inhalte, die vorrangig Ereignisse in der Wissenschaft zum Anlass nehmen, von denen unterscheiden, die eher redaktionsgetrieben sind. Damit meine ich Inhalte, bei denen die Redaktion selbst ein Thema aufbringt.

Darüber hinaus unterscheiden sich die Seiten hinsichtlich der Aktualität der aufgegriffenen Anlässe, hinsichtlich des Themenmix, des Anteils an Eigenleistung (Verhältnis Eigenbeiträge zu Agenturmeldungen), des Längenmix

(Verhältnis längere zu kürzeren) und des Mix von Stilformen.

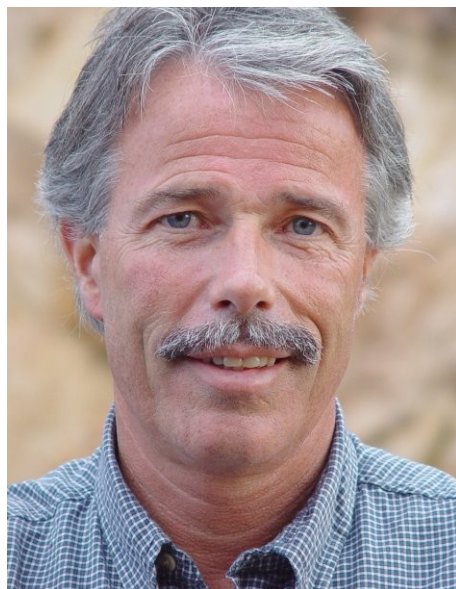
Generell, das heißt relativ unabhängig vom verfolgten Konzept, lässt sich feststellen, dass Wissenschaftsseiten bei Lesern und Leserinnen auf eine hohe Akzeptanz stoßen. Zumindest dann, wenn in erster Linie über die Forschungsergebnisse und nicht primär über Forschungs-Design und Forschungs-Methode berichtet wird. Bei allen von uns gemessenen Zeitungen fungiert die Wissenschaftsseite unter den am meisten gelesenen Seiten der Zeitung überhaupt. In jedem Fall liegen die Lesequoten über dem Durchschnitt der Zeitung.

### Wie erklären Sie sich das?

Wir erklären uns die Attraktivität der Wissenschaftsseiten erstens damit, dass die Frage nach dem „Warum“, nach Erklärung und Zusammenhang, so alt ist wie die Menschheit selbst. Die Antworten darauf geben heute Wissenschaftler und Forscher in wissenschaftlichen Zeitschriften. Diese sind für den Nicht-Wissenschaftler kaum greifbar und - wenn schon - kaum verständlich. So überrascht es nicht, dass von Journalisten aufbereitete Texte über wissenschaftliche Erkenntnisse von einer breiten „Masse“ gern gelesen werden.

Zweitens hat wissenschaftlicher Stoff in einer Tageszeitung für den Leser einen „unterhaltsamen“ Aspekt. Nach zehn Seiten schwerem Pflichtstoff aus Politik und Wirtschaft können Leser und Leserin auf der Wissenschaftsseite „entspannen“.

Drittens glauben wir, dass die zunehmende Verbreitung von Wissenschafts-Stoffen durch TV und populäre Magazine die Rezeption in der Zeitung begünstigt.



*Dr. Carlo Imboden ist Medienforscher und -berater. Er ist der Erfinder von Reader-Scan. Er selbst versteht die Methode als einen Baustein, um den Auflagenschwund im Lesermarkt nicht nur zu stoppen, sondern auch für Aufgelagenzuwächse zu sorgen.*

**Wissenschaftsseiten werden überdurchschnittlich oft gelesen, sagen Sie. Wovon hängt denn ab, was auf der Wissenschaftsseite gelesen wird?**

Für die Rezeption entscheidend sind letztlich die Themenauswahl und die Gewichtung von Aspekten. Je näher das Thema an die Erfahrungswelt des Lesers angedockt werden kann, desto größer fällt das Leserinteresse aus. Dies erklärt das hohe Interesse breiter Leserschichten für Gesundheitsthemen, Klimafragen, Tierforschung u.a. Dabei gibt es aktualitätsgetriebene Themen-Hypes wie beispielsweise derzeit Klimafragen. Andere wie z.B. die Gesundheitsthemen stoßen permanent auf ein großes Leserinteresse.

Bei der Gewichtung von Aspekten kann man klar eine Hierarchie von Leserprioritäten erkennen. Nehmen wir als Beispiel das Thema Krebs. Für den Leser am spannendsten sind Beiträge, die aufzeigen, wie z.B. eine Krebserkrankung bekämpft werden kann. Am zweitspannendsten sind Beiträge, welche die Entstehung von Krebs erklären. Weniger spannend für den Leser sind Darstellungen über die Wissenschaftsmethoden, welche in der Krebsforschung zur Erklärung von Krebs eingesetzt werden und schließlich ganz hinten in der Lesergunst landen Beiträge, die sich mit den schwierigen staatlichen Rahmenbedingungen beschäftigen, die angeblich die Krebsforschung (z.B. bei Gentechnologie) behindern oder befördern.

Wenn trotzdem beispielsweise über diesen Aspekt berichtet werden soll, dann muss der Artikel dramaturgisch zwingend trotzdem aus der Perspektive des Lesers aufgebaut sein – und sollte mit den für die Leser spannendsten Aspekten beginnen.

**Sie sagen, dass die Thematisierung von Methoden für Leser offenbar nicht so spannend ist. In der Regel sind das ja Passagen innerhalb eines Artikels, verstehe ich sie richtig, dass Leser eben bei solchen Passagen oft aussteigen?**

Richtig. Wir können feststellen, dass die wissenschaftliche Methodenfrage für die breite Leserschaft weniger interessant ist als das Forschungsergebnis. Sie steigen an dieser Stelle häufig aus bzw. bereits nach der Überschrift, wenn die wissenschaftliche Methodik im Vorder-

grund steht. Es wäre jedoch falsch, deshalb auf die Darstellung von methodischen Fragen verzichten zu wollen. Nur braucht es dann einen erhöhten journalistischen Aufwand, um die abstrakte Methodendiskussion so aufzubereiten, dass der Leser sie überhaupt versteht und zudem noch spannend findet.

Wie Krankheiten bekämpft werden können, ist spannend für Leser. Der Wissenschaftsjournalismus reagiert darauf ja fast stereotyp dadurch, dass in der Möglichkeitsform formuliert wird, nach dem Muster: „Dieser Erfolg könnte in zwei, fünf oder sonst wie vielen Jahren Heilung ermöglichen“. Wirken sich diese eher hergeholten Nützlichkeitspostulate auf das Leserverhalten aus?

Ja, sie wirken sich sehr stark aus. Der Leser reagiert allgemein in der Tageszeitung mit Flucht, wenn ein Artikel nicht über ein Ereignis in der Vergangenheit berichtet, sondern Spekulation über ein bevorstehendes Ereignis beinhaltet: Jede Art von Vorschau z.B. auf ein Sportereignis, ein Kultur- oder Politikereignis tut sich schwer. Im Konjunktiv über die möglichen Auswirkungen von Forschungsergebnissen zu spekulieren, nehmen viele Leser gnadenlos zum Anlass, weiterzublättern.

Wenn die Leser tendenziell stärker interessiert sind an Informationen, wie etwa Krebs geheilt werden kann, wenn sie demgegenüber aber Artikel nicht schätzen, in denen absolut neue Resultate vermeldet werden, deren Wert für eine Thera-

pie naturgemäß noch unklar ist. Bedeutet das dann, dass man solche Resultate gar nicht mehr aufgreifen sollte?

Nein. Diese Schlussfolgerung würde ich so nicht ziehen.

Erstens ist es trotzdem möglich, die Leute in einen derartigen Stoff hineinzuziehen. Allerdings nicht mit einer spekulativen Prognose über die zukünftige Relevanz der Erkenntnis, sondern einfach mit der Darstellung der heutigen Relevanz der mit wissenschaftlichen Methoden zu bekämpfenden Krankheit: Darstellung der heutigen Morbidität, der Auswirkungen auf das Leben der Betroffenen, der heute eingesetzten Methoden für Diagnose und Therapie. Und erst dann Darstellung der neuen Forschungsmethode. Zudem müssen Überschrift, Vorspann und Artikeleinstieg handwerklich sauber gemacht werden. Damit wird der Aufwand für den Wissenschaftsjournalisten erheblich größer. Der Leser wird es ihm aber zu danken wissen.

Zweitens: Jede Wissenschaftsseite verträgt eine Mischung von Beiträgen. Darunter können durchaus auch solche sein, welche nicht im Mainstream-Interesse des Lesers liegen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass derartige Artikel einfach größere Ansprüche an den Journalisten stellen als Artikel mit einem vordergründigen Leserinteresse. Auf die Darstellung verzichten würde ich deshalb aber keinesfalls.

Selbst auf die Gefahr hin, dass jetzt alle aussteigen, würde ich gerne noch mal auf die Methode Reader-Scan kommen: Das Zei-

tungspublikum differenziert sich immer weiter, splittet sich auf in zahllose soziale „Milieus“ mit sehr unterschiedlichen Anforderungen an die Zeitung und ihre Darstellung von Wissenschaft. Um dem irgendwie Rechnung zu tragen, müsste man sehr viele Nutzer unter die Lupe nehmen, was mit ihrem Verfahren nicht geht. Ihre Panels bestehen aus gut 100 Personen. Sorgt diese methodische Begrenzung nicht für eine Überbetonung des „Durchschnittslesers“, der eigentlich gar nicht mehr zeitgemäß ist?

Sie sprechen ein Grundproblem der heutigen Zeitungsproduktion an. Die Zeitung ist per se ein Massenmedium. Auf der anderen Seite atomisiert sich die Leserschaft immer mehr in Subgruppen. Wie kann die Zeitung als Massenmedium angesichts dieser Tatsache überhaupt weiter bestehen?

Dies ist ein Grundproblem der Zeitung als Massenmedium und nicht von Reader-Scan als Forschungs-Ansatz. Bei Reader-Scan ist die Redaktion frei, die Panelgröße festzulegen. Im Übrigen liegen sie in der Praxis normalerweise deutlich über 100, nämlich irgendwo zwischen 130 und 400. Der Kunde kann aber auch 1000 Panelisten haben.

Als Massenmedium ist die Zeitung gezwungen, das gemeinsame Lesemuster einer Vielzahl von Subgruppen zu erfahren. Und dazu braucht die Zeitung auch nicht das Leseverhalten jeder einzelnen Mikrogruppe zu kennen, sondern nur das gemeinsame Lesemuster der relevanten Subgruppen insgesamt. Keine Redaktion kann für jede einzelne Mikrogruppe eine andere Zeitung machen. Sie ist

„verdammt“ dazu, entsprechend dem „Mainstream-Interesse“ aller Splittergruppen zusammen *eine* Zeitung zu machen. Sie kann gar nicht für jede Gruppe, eine andere Ausgabe produzieren.

Die Tatsache der atomisierten Leserschaft macht es freilich schwieriger, diesen Mainstream der Leser-Interessen zu erkennen. Je schwieriger dies wird, umso mehr braucht die Redaktion jedoch Navigationshilfen wie Reader-Scan.

**Gibt es Deutungen Ihrer Daten, vor denen Sie Wissenschaftsredakteure warnen?**

Ja. Es wäre naiv, nur auf die Quote des einzelnen Artikels zu schauen und reflexartig zu schließen, was eine hohe Quote hat, kann bleiben, und was eine ungenügende Quote hat, muss weichen. Jede Wissenschaftsseite besteht aus mehreren Artikeln, die sich gegenseitig beeinflussen. Im weiteren hängt die Nutzung der Seite von der Platzierung innerhalb des Buches und der Zeitung ab. So gesehen wäre es falsch, Artikel mit tiefer Quote einfach aus dem Angebot zu streichen. Vielmehr geht es darum erstens zu verstehen, weshalb die Leser bestimmte Artikel weniger als andere nutzen. Hat man dies verstanden, wird es auch möglich, die Nutzung vermeintlich schwächerer Artikel zu steigern. Damit leistet die Wissenschaftsseite einen nicht unerheblichen Beitrag zur Leserblattbindung.

**Mit Carlo Imboden sprach Markus Lehmkuhl**

Ich bin davon überzeugt, dass sich die Botschaft schnell unter den Chefredakteuren im Lande herum-sprechen wird: „Wissenschaft ist bei den Lesern überaus beliebt – beliebter als die meisten anderen Ressorts“. Wer also etwas für die Wettbewerbsfähigkeit seiner Zeitung tun möchte, sollte schleunigst eine tägliche Wissenschaftsseite einführen – wenn es diese bei einer Zeitung noch nicht gibt. Überdies dürfte auch bei den Vorreitern in Sachen Wissenschaftsjournalismus der Stellenwert dieses Ressorts eher noch größer werden.

## „SEGGEN FÜR DEN WISSENSCHAFTSJOURNALISMUS“

**NORBERT LOSSAU  
DIE WELT**

Durch den Reader-Scan ist jetzt erstmals quantitativ belegbar, welche hohen Stellenwert Wissenschaftsseiten beim Leser haben. Er ist ein Segen für den Wissenschaftsjournalismus. Sowohl bei der überregionalen „Welt“ als auch der „Berliner Morgenpost“ landete die tägliche Wissenschaftsseite beim Leserinteresse ganz vorne auf den ersten Plätzen. Und von den Kollegen anderer Zeitungen, die ebenfalls einen Reader-Scan durchgeführt haben, höre ich, dass dort die Ergebnisse ganz ähnlich sind.

Im Detail beschert jeder Reader-Scan eine Fülle von Erkenntnissen, von denen viele sehr erwartbar, einige aber auch überaus verblüffend sind. Dass gute Überschriften wichtig sind, wusste jeder Redakteur auch schon vorher. Dank Reader-Scan weiß er jetzt: Sie sind extrem wichtig. Der brillianteste Text wird nicht gelesen, wenn die Überschrift den Leser nicht zum Einstieg verleitet.

Sehr interessant ist eine Analyse, an welchen Stellen die Leser aus einem Text aussteigen. So lernt zwar jeder Volontär, dass Zitate („O-Töne“) für einen guten und lebendigen Artikel wichtig sind. Der Reader-Scan hingegen zeigt, dass Zitate Sollbruchstellen für den Lesefluss sind und zum vorzeitigen Ausstieg verleiten können. Sehr großen Einfluss auf das Leseverhalten hat auch, an welcher Stelle im Artikel

das Infoversprechen der Überschrift vollständig eingelöst wird.

Für das Wissenschaftsressort war insbesondere interessant zu sehen, welche Themenbereiche die Leser unserer Seiten – unterschieden nach Geschlecht und Alter – am meisten interessieren. Details möchten wir an dieser Stelle nicht verraten, doch es ist schon so, dass wir aufgrund der Reader-Scan-Daten künftig bestimmte Themen kleiner oder seltener und andere intensiver ins Blatt bringen werden. Warum soll man dem Leser nicht das geben, was er sich wünscht? Allerdings gibt es auch (seltene) Fälle, wo wir uns als Journalisten in der Pflicht des Chronisten sehen, und eine bestimmte „wichtige“ Nachricht melden, obwohl wir definitiv wissen, dass nur eine ganz kleine Minderheit das betreffende Thema beachten wird.

Beim letzten Reader-Scan der „Welt“ haben wir unter anderem auch getestet, ob Wissenschaftsseiten mit nur zwei großen Beiträgen insgesamt erfolgreicher sind als Seiten mit vier oder fünf nahezu gleich langen Haupttexten. Der Leser hat uns hier eine deutliche Antwort gegeben. Sie brauchen sich also nur die Wissenschaftsseiten in der „Welt“ anschauen und Sie werden sofort erkennen, wofür sich unsere Leser entschieden haben.

und in der Illustrierung werden schonungslos aufgedeckt. So kann man zum Beispiel genau nachvollziehen, wie viele Testleser wo im Artikel ausgestiegen sind. Sind Titel und Vorspann nicht spannend genug, kann man selbst mit einem Text, der den Egon Erwin Kisch-Preis verdient, nichts gewinnen. Die Leser gehen verloren, bevor sie

## „ES SIND DIE HINWEISE AUF DIE HANDWERKLICHEN FEHLER, DIE FÜR EINE REDAKTION WICHTIG SIND“

überhaupt in die Geschichte eingestiegen sind.

Ähnliches gilt für die so genannte Bild-Text-Schere, wenn der Haupttitel überhaupt nicht zum Bild passt.

### GERHARD SCHWISCHEI, SALZBURGER NACHRICHTEN

Die Salzburger Nachrichten haben bisher zwei Reader-Scan-Messwellen hinter sich und sehr gute Erfahrungen mit diesem neuen Messinstrument der Leserforschung gemacht. Unsere Grundsatzentscheidung, die Ergebnisse vom ersten Tag an allen Mitgliedern der Redaktion zugänglich zu machen, erwies sich als wichtig und richtig.

Denn einer der großen Vorteile von Reader-Scan liegt darin, dass man nicht nur für jeden Artikel messen kann, wie intensiv er gelesen wurde. Auch handwerkliche Fehler im Storytelling, in der Titelgestal-



Gerhard Schwischei

Umgekehrt lassen sich die Leser auch nicht für dumm verkaufen. Eine schlechte Geschichte mit einem guten Titel und einem perfekt dazu passenden Bild zu illustrieren, macht sie zwar aufmerksam. Schlechte Texte sind aber schnell entlarvt. Todsünde im Journalismus: Erwartungen zu wecken, die dann nicht erfüllt werden.

Dennoch ist entscheidend, zunächst überhaupt einmal Aufmerksamkeit zu erzeugen. Und das gelingt am besten mit klaren, in der Aussage kräftigen Titeln. Schlagzeilen, die auf den ersten Blick nicht zu erkennen geben, worum es in der Geschichte geht, sind schlecht. Die Leser steigen gar nicht erst ein.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen: Unabhängig von den noch gar nicht angesprochenen Reader-Scan-Ergebnissen, die wertvolle Hinweise auf die inhaltliche Gewichtung von Themen liefern, sind es vor allem die Hinweise auf die handwerklichen Fehler, die für eine Redaktion wichtig sind. Und diese handwerklichen Fehler werden in viel größerem Ausmaß gemacht, als man gemeinhin glauben würde.

Was die inhaltlichen Ergebnisse zur Wissenschaftsberichterstattung in den Salzburger Nachrichten betrifft: Wir haben eine tägliche Seite, die eine Mischung aus Berichten, Kolumnen und diversen Rubriken aus den Themenbereichen Gesundheit, Umwelt, Technologie, Biologie, Tierwelt, Astronomie und Raumfahrt ist.

Diese Seite rangiert in der durchschnittlichen Lesequote hinter der Chronik aus aller Welt und der Titelseite auf dem dritten Rang. Sie gehört also zu den am meisten

gelesenen Seiten. Was die Themenauswahl betrifft, wurden wir in vielen Bereichen bestätigt. Vor allem die Gesundheit in den Vordergrund zu rücken, erwies sich als richtig.

Überrascht waren wir, um auch ein anderes Beispiel zu bringen, was die Berichterstattung zum Thema Klimawandel betrifft. Nach einer jahrelangen Diskussion mit den immer gleichen oder ähnlich warnenden Geschichten hatten wir gedacht, dass hier bei den Lesern eine gewisse Ermüdung erreicht wäre und hatten sie aus diesem Grund zurückgefahren. Aber falsch gedacht: Alle wissenschaftlichen Berichte, die vor einer weiteren Erwärmung warnen und das an Beispielen illustrieren, erreichen sehr hohe Lesequoten. Weniger intensiv verfolgt wird hingegen die politische Debatte, die nicht vom Fleck kommt.

Mehr will ich inhaltlich nicht verraten. Faktum ist: Reader-Scan ist uns, nicht nur, was die inhaltliche Gewichtung betrifft, ein wertvoller Ratgeber. Je transparenter die Messwellen in der Redaktion ablaufen, umso offener die Diskussion der Ergebnisse geführt wird, desto mehr können alle Beteiligten auch an ihrem journalistischen Handwerkszeug feilen.

## Salzburger Nachrichten

## WISSEN/GESUNDHEIT

Freitag, 9. November 2007 21

## 1300 Kalorien pro Ganslessen

WIEH SEN APAs. Schmeckt herrlich, mündet in geselliger Runde womöglich noch mehr: das Martingansl. 250.000 Stück wandern in Österreich jährlich um den 11. November, den Tag des heiligen Martin, ins Backrohr, um stundenlang knusprig gebraten zu werden. Natürlich geht dabei auch einiges an Fett verloren, das man abschöpfen kann. Aber so eine gebratene Gans ist und bleibt eine Kalorienbombe: 100 Gramm haben 343 Kilokalorien. Mit Knödel und Rotkraut kommt man auf gut 1300 Kilokalorien pro Portion. Den passenden Rotwein (1 Viertel = ca. 180 kcal) oder das Krugler Bier (ein halber Liter = 220 kcal) nicht mitgezählt. Aber ganz so verteufeln sollte man Geflügelfleisch, auch fetteres, nicht. Es hat schweiß-Eisen, das den Sauerstofftransport im Blut unterstützt. Das Eiweiß im Geflügel ist wichtig für den Zellaufbau und außerdem leicht verdaulich. Ein Gansl in Ehren kann also niemand verwehren. Wer es abtrainieren will, könnte nach dem Essen ungefähr fünf Stunden spazieren gehen.

## KURZ GEMELDET

Kurze Gespräche fördern Denkvermögen  
Schon kurze Gespräche können das Gedächtnis und die geistige Leistungsfähigkeit verbessern. Eine Unterhaltung von täglich zehn Minuten fördert laut einer Studie das Denkvermögen in ähnlichem Maße wie das Lösen eines Kreuzworträtsels.



Der Krater des Vulkans im Yellowstone-Nationalpark – berühmt für seine heißen Quellen – hat sich seit 2004 im Raketenempo um fast 20 Zentimeter gehoben. Dennoch gab es keine Anzeichen für einen bevorstehenden Vulkanausbruch, beruhigten die Geophysiker. Der Yellowstone-Vulkan im US-Bundesstaat Wyoming gehört zu den bekanntesten Supervulkanen der Welt. Sein Ausbruch würde weite Teile der Vereinigten Staaten verwüsten. Dagegen wäre der Ausbruch des Mount St. Helens im Jahre 1980 harmlos gewesen. Der Unterschied zu einem normalen Vulkan ist die Bildung einer gewaltigen Magmakammer unter der Erde, wenn die aufströmende Magma nicht an die Oberfläche vorstoßen kann. Über lange Zeit baut sich ein enormer Druck auf. Bei einem Ausbruch werden daher große Mengen Magma frei und es bildet sich ein riesiger Krater. Der letzte Ausbruch eines Supervulkans ereignete sich vor 70.000 Jahren auf der indonesischen Insel Sumatra. RIA/SHIPA

## Ein paar Kilos zu viel müssen nicht schaden

Die Mediziner rudern etwas  
lionen US-Bürgern: Stark überge-  
wichtige, schwer adipöse Men-  
sch  
viel Alkohol konsumiert wird. Je-  
mand der ein paar Kilogramm

## INTERVIEW

### „Fünf bis acht Kilogramm mehr“

Stoffwechselexperte Bernhard Paulweber erklärt, was leichtes Übergewicht heißt.  
SIE: Als normal gilt ein BMI (Body-Mass-Index) von 19 bis 24 bei Frauen und 20 bis 25 bei

den, sagt Scherfenberg. Was bisher allein der subjektiv professionellen Einschätzung von Redakteuren oblag, ist nunmehr rationalisierbar. Der Nutzen sei sehr konkret, wenn man die Ergebnisse differenziert analysiere: „Wir halten viel davon!“

Auf der Seite „Wissen“ des Wochenendmagazins versammelt die Redaktion einen bunten Strauß

in der Rubrik „Gewusst“ beantwortet, die nach Angaben des Redakteurs Matthias Niese sehr gut läuft.

Wenngleich der Reader-Scan die Redaktion im Wesentlichen bestätigte, gab es dennoch Überraschungen. So sind es keineswegs nur vornehmlich besser gebildete Leser, die sich die „Wissen“-Seite vornehmen. Das Interesse ist über alle Bildungsschichten hinweg höher, als die Redaktion selbst es erwartet hatte. Eine der zentralen Lehren, welche die Redaktion aus den Analysen zog, betrifft die Überschriften und das Story-Design. Überschriften müssen groß und aussagekräftig sein, damit ein Artikel viele Leser erreicht. Mehrdeutige und eher feuilletonistische Überschriften schätzen die Nürnberger im Magazin offenbar nicht. Bild, Bildunterschrift und Text müssen gut aufeinander abgestimmt sein. Ebenfalls augenfällig: Ein Layout, das zu verschlungenen Textläufen führt, hat einen negativen Effekt auf die Lesequoten. „Wir haben uns deshalb von einigen Spielereien verabschiedet“, sagt Scherfenberg.

Gesundheit, Ernährung, Medizin, soweit es Handlungskompetenz för-

## „WIR HALTEN VIEL DAVON“

**VELYN SCHERFENBERG**  
NÜRNBERGER  
NACHRICHTEN

Akzeptiert man die Ergebnisse des Reader-Scan als Währung, dann verantwortet Evelyn Scherfenberg eines der erfolgreichsten Magazine, die den Regionalzeitungen in Deutschland in der Regel samstags beigelegt werden. Das Magazin am Wochenende der Nürnberger Nachrichten und der Nürnberger Zeitung nimmt einen Spitzenplatz ein. Die Artikel, die dort erscheinen, werden von bis zu 50 Prozent aller Leser einer Ausgabe zur Kenntnis genommen. Das ist verglichen mit den Quoten anderer Zeitungen ein ungewöhnlich hoher Wert.

Die Ergebnisse sorgten für einen Motivationsschub in der Redaktion. Durch Reader-Scan sei der Erfolg von Beiträgen kalkulierbarer gewor-

an Artikeln, die nicht nur Neuigkeiten aus der Wissenschaft aufgreifen. Häufig finden sich auch Geschichten, die versuchen, Fragen mit Hilfe wissenschaftlicher Expertise zu beantworten, die entweder gerade latent aktuell sind (Warum schwitzen wir eigentlich?) oder aber zeitlos schön und von den Lesern selbst stammen (Warum unterscheidet sich die Iris von Schafen und Menschen?). Solche Fragen werden

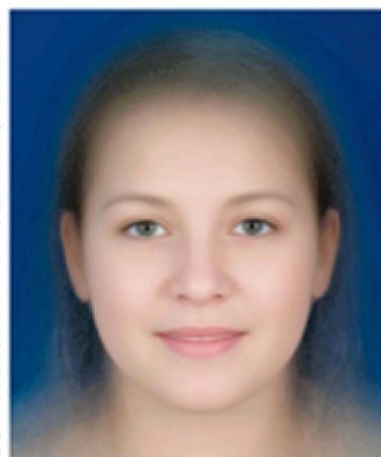
5 Wissen

17.10. November 2007

NACHRICHTEN am Wochenende

### So sehen Durchschnittsgesichter aus

Wie sieht ein Durchschnittsgesicht aus? Die Antwort geben die beiden Fotos rechts. Die junge Frau und der junge Mann stellen jeweils ein durchschnittliches Gesicht aus den Daten von fünf Millionen Menschen aus der englischen Stadt Middlesbrough dar. Die Experten vom Zentrum für Genetik und Gesundheit konnten herausfinden, dass die durchschnittlichen Gesichtszüge von Männern und Frauen in dieser Region sehr ähnlich sind. Dies ist ein interessantes Ergebnis, da es zeigt, dass die Merkmale eines Durchschnittsgesichts sich über eine große geografische Fläche hinweg sehr ähnlich sind.





dert oder konkreten relevanten Wissenszuwachs verspricht, gehen besonders gut. Trotzdem hält Scherfenberg nichts davon, den x-ten windigen wissenschaftlichen Beweis der Wirksamkeit der Bachblüten ins Blatt zu heben. „Überall, wo Ideologie drin steckt, prüfen wir sehr genau oder thematisieren es kritisch.“ Themen allein nach dem Geschmack der Leserschaft auszuwählen, ohne auf den wissenschaftlichen Gehalt zu achten, sei die falsche Strategie, meint Scherfenberg. Das gefährde die Glaubwürdigkeit. (ml)



Evelyn Scherfenberg

## BEFRAGUNG, MEDIA-SCAN, READER-SCAN: DAS PERFEKTE VERFAHREN GIBT ES NICHT

**Ein Überblick über die Methoden der Leserforschung**

**JÖRG HAGENAH**

Ein perfektes Verfahren für die Analyse der Nutzung von Printprodukten gibt es nicht. Das liegt daran, dass anders als beim Fernsehen (Ein-/Ausschalten, Zappen) das Lesen nicht technisch problemlos automatisiert und somit objektiv erfasst werden kann. Zwar gilt seit langem die persönlich-mündlich erhobene Befragung nach dem Recent Reading Modell als Standard in der empirischen Leserschaftsforschung. Hinzu gekommen sind in den letzten Jahren jedoch verstärkt inhaltsbezogene Messmethoden, die wie das Media- oder Reader-Scan Verfahren auch Quoten für einzelne Ausgaben oder Arti-

kel liefern können. Fraglich ist jedoch, inwieweit die eingesetzten Verfahren die Forschungskriterien der an den Daten interessierten Mediaplanern, Verlegern, Journalisten und Werbetreibenden erfüllen, um aus der Sicht aller Beteiligten als Basis für eine möglichst „harte“ Medienwährung gelten zu können.

Die Standarduntersuchung in Deutschland ist die im Auftrag der AG.MA<sup>1</sup> erhobene Media-Analyse Pressemedien, bei der das „Recent Reading Modell“ eingesetzt wird.

<sup>1</sup> Die Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse (AG.MA) ist ein Zusammenschluss von mehr als 250 Unternehmen der deutschen Werbewirtschaft, die für die Erhebungen jährlich mehr als 8 Millionen Euro ausgeben. Zu den Mitgliedern zählen Werbungtreibende, Werbe- und Media-Agenturen, Pressemedien, Elektronische Medien und Mitglieder der Gruppe Plakat. Die Studien dienen allen Programmanbietern und auch der Werbewirtschaft als zentrale Informationsquelle und beinhalten die aktuellen Nutzungsdaten für die Mediengattungen Radio, Fernsehen, Zeitungen/Zeitschriften, Kino, Lesezirkel, Konpress, Plakate und Onlineangebote.

Mit Hilfe einer Zufallsauswahl nach dem ADM-Stichprobensystem<sup>1</sup> wird für eine den höchsten Ansprüchen der Sozialwissenschaft genügende repräsentative Stichprobe gesorgt. Die regelmäßig erreichten ca. 40.000 Personen werden persönlich-mündlich<sup>2</sup> danach befragt, welche Zeitschriften und Zeitungstitel sie schon mal in der Hand gehabt haben, um darin zu blättern oder zu lesen (1. Stufe: Generalfilter). Als Erinnerungshilfe werden dabei Titeltkarten mit Logos der Presstitel eingesetzt. In der zweiten Stufe (Großer Zeitfilter) wird die Nutzung von bekannten Titeln nach groben Erscheinungsintervallen (12<sup>3</sup>, 12-24, länger her) abgefragt. In der dritten Stufe (Lesehäufigkeit = Frequenz) gibt der Befragte an, wie viele der letzten 12 Ausgaben gelesen wurden. Auf der vierten Stufe (Kleiner Zeitfilter) wird die Nutzung nach dem letzten Lesen erfragt (letztes Erscheinungsintervall = Leser pro Nummer, 1-2 Erscheinungsintervalle her, 2-3 Erscheinungsintervalle her, länger her).

1 ADM = Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute. Beim ADM-Stichprobensystem handelt es sich um eine mehrfach geschichtete Zufallsstichprobe, bei der auf der ersten Auswahlstufe eine Flächenstichprobe gezogen wird. Auf der zweiten Stufe werden in den ausgewählten Flächen per Random-Route Haushalte gesampelt. Und schließlich wird in den einzelnen Haushalten per Schweden-Schlüssel vorab die Befragungsperson ausgewählt.

2 Seit 2004 werden sukzessiv größer werdende Anteile der Befragungen durch Computer assisted Interviews ersetzt. Außerdem wird durch die AG.MA geprüft, zukünftig bei Befragungen am Computer komplette Titelseiten statt Titeltkarten mit Logos zu verwenden.

3 Bei einer monatlich erscheinenden Zeitschrift ergeben sich die Kategorien „innerhalb der letzten 12 Monate“ (12 Erscheinungsintervalle), „ein bis zwei Jahre her“ (12-24 Erscheinungsintervalle) und „länger her“.

Das Problem dieser Befragungen besteht darin, dass sie keine Möglichkeit eröffnen, die Reichweite einzelner Artikel oder die Mehrfachnutzung ein und desselben Titels zu ermitteln. Zudem gibt es das Problem der sozialen Erwünschtheit, die das Antwortverhalten systematisch in Richtung prestigeträchtiger Titel verzerren dürfte. Dem versuchen aktuellere Verfahren Rechnung zu tragen, was angesichts des technischen Aufwandes für den Untersuchungsteilnehmer allerdings auf Kosten der Repräsentativität geht. Diese Verfahren beinhalten in der Regel einen Mix aus einer Basisbefragung und einer elektronischen Messung.

Bei der *Mediawatch* handelt es sich um eine Weiterentwicklung des vor allen Dingen in der Schweiz zur Messung des Radiohörens eingesetzten Radio-Control-Systems. Hierfür wird von den ständig zu akquirierenden Teilnehmern eine spezielle Armbanduhr getragen, die passiv via Tonaufzeichnung das senderspezifische Radiohören bzw. Fernsehen erfasst, indem der aufgenommene Ton mit dem ausgestrahlten Ton abgeglichen wird. Zusätzlich kann durch aktive Eingabe über das Ziffernblatt das Lesen von Presstiteln erfasst werden und durch automatische Reminder unterstützt werden. Hierbei wird das Gerät in der Regel 14

## Die Standardmethode in Deutschland sind Befragungen. Das Problem besteht darin, dass sie keine Möglichkeit eröffnen, die Reichweite einzelner Artikel zu ermitteln

Die *Radio Frequency Identification (RFID) Technologie* beispielsweise besteht aus drei technischen Komponenten: Erstens aus einem passiven Transponder (RFID-Tag), zweitens aus einem aktiven Lesegerät („Reader“), das mittels Radiowellen den „Tag“ mit Energie versorgt und zum Abstrahlen beispielsweise eines Presstitel-Codes veranlasst, sowie drittens aus der Hard- und Software zur Datenübertragung und Verarbeitung. Für die Leserschaftsforschung müssten alle zu messenden Presstitelausgaben mit Tags versehen werden und die Probanden müssten einen Reader tragen, der die in der Nähe liegenden Tags aktiviert und automatisch registriert (passive Messung).

Tage von den Untersuchungsteilnehmern einer rollierenden Stichprobe getragen.

Beim *Media-Scan-Verfahren* werden Untersuchungsteilnehmer mit Handscannern ausgestattet und müssen den (schon vorhandenen) Barcode am Anfang und am Ende des Lesens aktiv einscannen, so dass auch Nutzungsdauer und Mehrfachkontakte erfasst werden können.

Für den Untersuchungsteilnehmer am aufwändigsten ist das *Reader-Scan-Verfahren*, da er mit Hilfe eines elektronischen Scanner-Stifts bei jedem gelesenen Artikel zeilen genau die Stelle markieren soll, bis zu der er gelesen hat.

Entscheidendes Kriterium für die Qualität der Daten ist das der *Repräsentativität*: Jedes Auswahlverfahren steht dabei vor dem Problem, dass gewisse Teile der Bevölkerung, zum Teil auch der angestrebten Grundgesamtheit, methodenbedingt nicht erfasst werden können (noncoverage bias). So werden selbst beim allseits anerkannten ADM-Stichprobensystem für persönliche Befragungen bestimmte Bevölkerungsgruppen nahezu vollständig aus der Befragung ausgeschlossen – hier sind vor allem Wohnungslose und die so genannte „Anstaltsbevölkerung“ (z.B. Bewohner von Alten- und Pflegeheimen, Kliniken sowie kasernierte Soldaten und Polizisten) zu nennen. Der dadurch entstehende Repräsentativitätsmangel wird ergänzt durch den Fehler, den eine unvollständige Ausschöpfung der Stichprobe verursacht – den nonresponse-bias. Nonresponse ist kein Effekt der Stichprobenziehung, sondern tritt erst auf, wenn die (auf welche Art auch immer) ausgewählten Personen befragt werden sollen.

## Das Reader-Scan-Verfahren ist für den Untersuchungsteilnehmer am aufwändigsten

Allgemein lassen sich zwei Ursachen von nonresponse trennen: Er kann durch eine aktive Verweigerung der Befragten oder durch Nichterreichbarkeit der zu befragenden Personen während der Feldphase entstehen. Zwar können mit Befragungen hohe Ausschöpfungsquoten erreicht werden. So hat etwa die Media-Analyse Print, verglichen mit allen anderen „allgemeinen Bevölkerungsumfragen“, bei weitem die

höchsten Ausschöpfungsquoten – mit vertraglich festgeschriebenen und regelmäßig auch erreichten über 80%. Doch selbst eine 80-prozentige Ausschöpfung der Stichprobe bedeutet, dass 20% der Zielpersonen nicht befragt werden konnten. Ausfälle sind dann bedenklich, wenn sie systematisch sind, sich die befragbaren und die nicht-befragbaren Personen also unterscheiden. Folgt man der Argumentation von Rainer Schnell, „sind Ausfälle durch Verweigerungen immer ‚systematisch‘“, gleiches gelte in noch höherem Maße für Ausfälle durch Nichterreichbarkeit.

Da alle Erhebungen mit einem Auswahlverfahren und einer Befragung beginnen, haben sie grundsätzlich die gleichen Probleme mit der Nichterreichbarkeit von Personen. Begrenzt können sie durch eine Verlängerung der Feldzeit (Anzahl der Kontaktversuche) ausgeglichen werden. Weniger Ausgewählten bietet das in der Praxis eingesetzte Gewichtungsver-

fahren, bei dem unter Umständen die Ergebnisse der wenigen erreichten älteren Personen und derjenigen mit niedriger Bildung auf die tatsächlichen Anteile dieser Personengruppe in der Bevölkerung hochgerechnet werden. Dies führt zum Teil zu erheblichen Ergebnisverzerrungen, wenn sich die erreichten Personen deutlich von den nicht erreichten Personen unterscheiden.

Auswirkungen auf die Verweigerungsquoten hat auch der Aufwand für die Untersuchungsteilnehmer. Die bei der Media-Analyse besonders lange Befragungsdauer von ca. 45 Minuten führt beispielsweise dazu, dass einige Personen das Interview vorzeitig abbrechen. Größer sind die Verweigerungsquoten jedoch bei den übrigen Verfahren, bei denen elektronische Geräte – mehr oder minder – aktiv eingesetzt werden müssen. Wesentlich größer ist der Anteil der Komplettverweigerer, außerdem ist davon auszugehen, dass Untersuchungsteilnehmer in den nicht kontrollierbaren Untersuchungssituationen teilweise bewusst oder unbewusst ihre „Armbanduhren“, Reader oder Scanner nicht bei sich haben oder nicht aktiv benutzen wollen. Insbesondere die Außer-Haus-Nutzung von Pressetiteln (z.B. Pendeln, Café, Friseur, Arzt) würde bei Readern und Scannern ungenügend erfasst werden.

Bezüglich der *Objektivität* haben die Befragungen der Media-Analyse das Problem, dass sie sich auf das Erinnerungsvermögen der Befragten stützen. Alle Untersuchungsverfahren haben das Problem der sozialen Erwünschtheit, so dass bei allen Erhebungen ggf. sozial weniger prestigeträchtige Printangebote unterschlagen bzw. unterbewertet werden könnten. Stärker prestigeträchtige Angebote können zudem bei Befragungen (Media-Analyse) und aktiven Eingaben (Mediawatch) überbewertet werden. Bei den elektronischen Verfahren mit objektabhängigen Titel-Messungen ist jedoch davon auszugehen, dass dieses Problem durch den Einkaufspreis gemildert wird, lediglich die kostenfreie Sekundärnutzung

könnte davon in einem kleineren Ausmaß als bei den anderen beiden Verfahren dazu kommen.

Am problematischsten scheinen die Untersuchungen mittels Reader-Scan auf der Artikelebene zu sein. Hierbei ist von einem deutlichen Paneffekt bezüglich der sozialen Erwünschtheit auszugehen. Entsprechende Paneffekte lassen zwar bekanntermaßen nach einer bestimmten Zeit nach, aber bei einem nur kurzen Untersuchungszeitraum pro Teilnehmer und einer derart bewusst-aktiven Erfassungsmethode ist dieses Argument nur sehr eingeschränkt gültig. Lediglich der RFID-Reader sollte vom Problem der sozialen Erwünschtheit weniger betroffen sein. Alle gemessenen Kontakte werden technisch objektiv übermittelt. Fehlerquelle sind hierbei vielmehr die nicht gemessenen Kontakte, die dann entstehen, wenn der Untersuchungsteilnehmer in bestimmten Situationen – möglicherweise systematisch – das Readergerät nicht bei sich trägt.

um auch ausreichend Leser von kleineren Presstiteln ausweisen zu können. Zweitens werden die Befragungen persönlich-mündlich oder per CASI (Computer Assisted Interview) im Haushalt der Befragten durchgeführt, was wesentlich teurer ist als die bei den meisten Befragungen mittlerweile als Standard geltende telefonische Befragung. Dennoch kann die Media-Analyse im Vergleich zu den anderen Verfahren als vergleichsweise günstig angesehen werden. Würde man diese nämlich standardmäßig auf dieselbe Fallzahl ausweiten, würden sie erheblich teurer werden, wenn nicht gar unbezahlbar. Dies kann sich jedoch mit steigender Entwicklungszeit und Marktetablierung etwas mildern.

*Zusammenfassend* lässt sich konstatieren, dass die Media-Analyse Print aufgrund der Stärken bei den Kriterien Teilnehmeraufwand, Repräsentativität und Kostenstruktur aus wissenschaftlicher Sicht vorerst das Standardverfahren zur

ein Nebeneffekt sein, falls sich die RFID-Technik generell in Groß- und Einzelhandel durchsetzen sollte, was jedoch nicht nur unter Datenschützern höchst umstritten ist. Ob zukünftig eine Mediawatch in der Leserschaftsforschung eingesetzt wird, hängt wohl damit zusammen, ob die Radioforschung sich irgendwann dazu entschließt, da hierbei die weitaus größeren Vorteile der Objektivität gesehen werden. Eine Alternative wäre es jedoch, die Mediawatch mit einem zusätzlichen Barcodescanner zu versehen. Das für alle Beteiligten aufwändige Reader-Scan-Verfahren bietet Vorteile bei der Einschätzung der Beliebtheit einzelner Artikel, dennoch muss aufgrund der beschriebenen Probleme bezüglich der Repräsentativitäts- und Objektivitätskriterien vor einer Überinterpretation der Ergebnisse gewarnt werden. Vielmehr könnte das Verfahren in Einzelfällen für die Erstellung eines groben Leser-Stimmungsbildes bei spezifischen Presstiteln genutzt werden.

## Am problematischsten scheinen die Untersuchungen mittels Reader-Scan zu sein. Hierbei ist von einem deutlichen Paneffekt bezüglich der sozialen Erwünschtheit auszugehen

Bezüglich der Kostenstruktur lässt sich vor allem eines konstatieren: Alle Erhebungen sind sehr teuer. Die Media-Analyse Print gehört zu den teuersten sozialwissenschaftlichen Untersuchungen. Dies hat zwei Gründe: Erstens werden fast 40.000 Personen befragt,

Printmedienwährung bleiben wird, auch wenn das erinnerungsgestützte Erhebungsverfahren deutliche Schwächen hat. Insbesondere die RFID-Technologie könnte aber in der Zukunft das bestehende (Befragungs-) System ablösen. Allerdings sollte dies ggf. lediglich



**Jörg Hagenah** ist Medien- und Kommunikationswissenschaftler beim Medienwissenschaftlichen

Lehr- und Forschungszentrum (MLFZ) der Universität zu Köln. Gemeinsam mit dem Soziologen Heiner Meulemann gibt er die wöchentliche Online-Reihe „Medientrends und sozialer Wandel“ heraus, die MLFZ-Reihe mit aktuellen und historischen Medientrends.

[www.mlfz.uni-koeln.de/](http://www.mlfz.uni-koeln.de/)

# WIE ORGANISIERT MAN EINE WISSENSCHAFTS- REDAKTION?

## Eine Expedition in vier Redaktionen

JAKOB VICARI

„Es ist nicht schön, Versuchskaninchen zu sein“, hatte ich die Briefe begonnen, mit denen ich Redaktionen zur Mitarbeit überreden wollte. Zur Beantwortung der Frage „Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure?“ wollte ich eine Expedition unternehmen in die Redaktionen der deutschen Wissenschaftsseiten. Zwar gibt es eine Fülle von Aufsätzen über Wissenschaftsjournalismus. Zeitungsredaktionen wurden für die meisten nie betreten. Allzu oft endet die Forschung vor den Redaktionstüren. Dort konzentriert sie sich auf die Auswertung der Artikel und versucht so auf die Arbeit der Journalisten zu schließen.

Nirgendwo gibt es eine wissenschaftliche Darstellung, wie die Wissenschaftsredaktion einer Zeitung arbeitet. Doch erst wenn man das weiß, kann man erklären, welche Rolle Wissenschaftler spielen, welche Rolle Wikipedia, welche die Recherche. Und natürlich, ob es überhaupt Gemeinsamkeiten zwischen den Wissenschaftsredaktionen gibt. Vielleicht wird Wissenschaftsjournalismus ja überall anders gemacht? Also habe ich erstmal beobachtet und gemessen.

Angeschlossen habe ich an die Theorie zum Wissenschaftsjournalismus von Matthias Kohring. Kohring betont die Betrachtung des Wissenschaftsjournalismus als Journalismus. Dabei geht er davon aus, dass die journalistische Selektion von Nachrichten und Themen für den Wissenschaftsjournalismus wichtiger ist als die wissenschaftliche Bedeutung.

So unspektakulär sie wirkt, diese auf Journalismus zentrierte Betrachtung ist in der Wissenschaftsjournalismus-Forschung relativ neu. Die

Journalisten sind dann nicht mehr Übermittler, sondern handeln unabhängig, nach eigenen journalistischen Programmen. Deshalb bezeichne ich sie, dem Ansatz Holger Wormers, Journalismus-Professor in Dortmund, folgend als Wissensmacher. Sie machen das Wissen der Gesellschaft.

Vier ganz unterschiedliche Redaktionen waren bereit, sich eine Woche lang beobachten zu lassen: Die Berliner Zeitung, die Frankfurter Rundschau, die Badische Zeitung und die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. In jeder Redaktion habe ich notiert, was die Redakteure machen und gestoppt, wie lange sie es machen. Zusammengekommen sind 160 Stunden Feldbeobachtung und Interviews mit elf Redakteuren.

Der durchschnittliche Wissenschaftsredakteur in meiner Untersuchung ist 41 Jahre alt und arbeitet seit sechs Jahren festangestellt im Wissenschaftsjournalismus. Der Werdegang ist auf den ersten Blick erstaunlich einheitlich: Neun der elf Redakteure haben ein Studium plus Volontariat absolviert. Die beiden Redakteure ohne Volontariat haben promoviert. Andererseits zeigt die Vielfalt der Studien-Fächer, dass es keinen einheitlichen Weg in den Wissenschaftsjournalismus gibt. Unter den Beobachteten sind zum Beispiel ein Theaterwissenschaftler und ein Oecotrophologe, ein Chemie-Verfahrenstechniker und ein Geograf. Die Studienfächer sind in der Mehrheit nicht naturwissenschaftlich. Allein das stellt die verbreitete Vorstellung unter Journalisten und Journalismus-Forschern von „schreibenden Naturwissenschaftlern“ in Frage.

Doch wenn es kein einheitliches berufliches Selbstverständnis gibt, steht überhaupt in Frage, ob es sinnvoll ist, Wissenschaftsjournalismus als eigenes Ressort wie Sport- oder Politikjournalismus abgegrenzt zu betrachten. Das ist der Grund, warum es so interessant ist, nach Gemeinsamkeiten zu suchen. Und während dieses Selbstverständnis für die alltägliche Arbeit eher

Die gemeinsame „Beschreibung eines möglichst konsistenten Berufsbildes“ nennt der Journalistik-Forscher Michael Haller aber als wichtiges Kriterium für eine Professionalisierung des Wissenschaftsjournalismus. Regelmäßigen Wissenschaftsjournalismus auf einer eigenen Seite gibt es in deutschen Tageszeitungen erst seit einigen Jahren. Obwohl seit den Anfängen

Und tatsächlich sind die Tätigkeiten aller Redakteure ähnlich. Wie sieht ein normaler Tag aus? Während seinem Arbeitstag von gut neun Stunden (inkl. Pausen) tätigt der Durchschnittsredakteur 160 Handlungen. Das entspricht einem Stundenschnitt von 17,5 Handlungen, also zum Beispiel E-Mails abfragen, Telefonieren, schreiben, wieder E-Mails. Alle dreieinhalb Minuten macht er etwas anderes. Das Handeln im Wissenschaftsjournalismus ist schnell und kleinteilig. Es gibt häufige Unterbrechungen. Für Online-Journalisten wurde in ähnlichen Messungen ein fast doppelt so hoher Handlungsumsatz gemessen, für Hörfunkjournalisten deutlich weniger.

## Die Recherche dominiert den wissenschaftsjournalistischen Alltag

unwichtig ist, ist es eine entscheidende Frage für einen gemeinsamen Verband wie die WPK und in der Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten.

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Es wäre vermessen, nach 18 Tagen im Wissenschaftsressort allgemeingültige Aussagen zu formulieren. Dem entgegen steht allein die Vielfalt der Antworten auf die Frage: Was ist das überhaupt, Wissenschaftsjournalismus? 44 verschiedene Merkmale habe ich aus meinen Gesprächen in den Redaktionen herausgehört, die sich anderen Themen, einer anderen Arbeitsweise und der besonderen Darstellung zuordnen lassen. Nur einmal wird ein spezieller Leserkreis „wie auf der Sportseite“ genannt. Trotz der 44 verschiedenen Antworten nennen sich alle Redakteure „Wissenschaftsjournalisten“. Erstes Ergebnis: Die Redakteure selbst haben keine gemeinsame Definition ihres Tuns. Fest steht für alle nur, dass es irgendwie mit Wissenschaft zusammenhängt.

der Tageszeitung Wissenschaftsjournalisten mitschrieben, hat sich lange kein Ressort und keine spezielle Ausbildung herausgebildet. Die Wissenschaftsjournalismus-Studiengänge dominieren (noch) nicht die Praxis.

Doch obwohl die Redakteure keine gemeinsame Identität beschreiben, vertrauen sie den Wissenschafts-Kollegen anderer Zeitungen. Ein Redakteur, der Zahlen aus der ZEIT für einen eigenen Artikel übernimmt, kommentiert das exemplarisch so: „Besser ist selbst recherchiert, aber ich habe da überhaupt kein Problem mit.“ Obwohl die Redakteure also keine einheitliche Beschreibung für ihr Tun haben, gehen sie davon aus, dass innerhalb des Ressorts Wissen und unabhängig vom Medium dieselben Selektions- und Qualitätsmerkmale gelten. Das ist erst einmal widersprüchlich. Doch es könnte ein Indiz dafür sein, dass sich im Wissenschaftsjournalismus seit seiner Etablierung in der Zeitung allmählich eigene „Handwerksregeln“ herausbilden.

Wissenschaftsjournalismus ist arbeitsaufwändig. Die Recherche dominiert den Alltag. Drei Stunden täglich verbringen die Wissensmacher mit Recherchehandlungen. Die Wissenschaftsredakteure wollen Hintergrundwissen liefern. Sie wollen in die Tiefe gehen, ins Detail. Und sie wollen gründlich recherchieren. Das heißt aber nicht, dass die Artikel angestaubt sind, bevor sie erscheinen. Selbst lexikonartige Artikel werden nur selten vorproduziert, damit sie aktuelle Bezüge herstellen können. Die Wissenschaftsredakteure arbeiten aktuell. Sie orientieren sich deutlich an Neuigkeit und befinden sich in Konkurrenz zu Kollegen. Andererseits befürworten zehn von elf Wissenschaftsjournalisten die Sperrfristen der Journals im Sinne seriöser Berichterstattung, denn Sperrfristen erlauben Planung. Das ist eine überraschend breite Akzeptanz, die zunächst konträr zu jeder Theorie der Nachrichtenauswahl steht. Denn Sperrfristen widersprechen dem journalistischen Streben nach Neu-

igkeit, dem rasenden Reporter. Sie sind tatsächlich eine Besonderheit, die sich so umfassend nur im Wissenschaftsjournalismus erhalten hat.

nente Autoren. Diese vielfältigen Funktionen machen deutlich, wie bedeutsam der Bezug auf das Wissenschaftssystem für das Ressort Wissen ist. In allen Redaktionen wird der Kontakt zu Wissenschaft-

den kompletten Wissenschaftsjournalismus, der in der Redaktion der Badischen Zeitung zur Erstellung der Wissenschaftsseite stattfindet. Und der ist vielfältig: In der Beobachtungswoche recherchiert der Redakteur zum Thema Doping im Radsport, schreibt einen Kommentar zum Thema Organspende, verfasst eine Nachricht zu einer Salmonellen-Epidemie, trifft sich mit einem Informanten zum Doping-Skandal an der Freiburger Uni-Klinik und einem Patienten mit Hirnschrittmacher, führt ein persönliches und ein Telefoninterview mit Wissenschaftlern und erstellt zwei Zeitungsseiten, die fast vollständig mit eigenen Texten bestückt sind. Insgesamt erstellt er neun eigen recherchierte journalistische Texte. Das ist ein beachtliches Pensum. Der Redakteur entspricht damit gar nicht dem Bild eines fern von der Aktualität in einer Beilagenredaktion in Studien blätternden Fachredakteurs. Vielmehr gleicht seine Arbeitsbelastung der eines Nachrichtenredakteurs.

Im Durchschnitt der vier beobachteten Tage arbeitete der Redakteur zehn Stunden und 45 Minuten (inkl. Pausen). Der Arbeitstag bei der Badischen ist von allen beobachteten Redaktionen am längsten. Vormittags ist eine Orientierungs- und Planungsphase, nachmittags eine Autoren-Phase. Vor der Mittagspause dauert eine Handlung im Mittel zweieinhalb Minuten, nach der Mittagspause fast sechs Minuten. Die Arbeitsbelastung wird deutlich an der Art, wie Texte entstehen. Der Text wird teilweise „on-the-fly“ produziert. Das heißt, das geführte Interview wird auf dem iPod abgehört und direkt in journalistische Texte übertragen. Einerseits erscheint es unwahrscheinlich, dass bei einer solchen Arbeitsbelastung

## Wissenschaftsredakteure haben keine gemeinsame Definition ihres Tuns. Fest steht für alle nur, dass es irgendwie mit Wissenschaft zusammenhängt

Die breite Zustimmung zu Sperrfristen könnte ein deutliches Merkmal für einen sich professionalisierenden Wissenschaftsjournalismus sein. Allerdings fehlen hier Vergleichsdaten zum Umgang des „normalen“ Journalismus mit Sperrfristen.

Wikipedia und Google nehmen bei weitem nicht die Funktion ein, die ihnen gemeinhin zugeschrieben wird. Für den Wissenschaftsjournalismus wären sie vermutlich verzichtbar. So betrug in der gesamten Beobachtungszeit die Nutzung von Suchmaschinen gerade 76 Minuten an der Gesamtdauer der mitgestoppten Handlungen von über 84 Stunden, Wikipedia wurde 68 Minuten genutzt.

Den Wissenschaftlern werden von den befragten Redakteuren zehn verschiedene Funktionen zugeschrieben: Wissenschaftler sind Quellen und machen auf Themen aufmerksam, Wissenschaftler liefern Expertenwissen und ordnen ein. Wissenschaftler sind auch Fakten-Checker und Zitatgeber, geben Einordnung und neue Impulse, sie geben Feedback und sind promi-

lern als „wichtig“ eingeschätzt. Der Kontakt zu Wissenschaftlern ist selten, aber lang. Das durchschnittliche Gespräch dauert über elf Minuten. Die Länge spricht für seine Bedeutung. Allerdings hat jeder Redakteur am Tag „nur“ zwei Kontakte mit Wissenschaftlern. Acht der elf Redakteure vertreten die Meinung, dass das Ressort Wissen keine wissenschaftliche Selektion vornimmt. Sie bestätigen damit die wichtigste theoretische Annahme Matthias Kohrings. Die wissenschaftliche Erkenntnis selbst ist also kein Auswahlkriterium, sie dient vielmehr als Aufhänger für Geschichten. „Wenn man ehrlich ist, ist der Unterhaltungswert das Wichtigere“, sagt ein Redakteur.

Nach dem Blick auf die Gemeinsamkeiten, möchte ich im Folgenden Besonderheiten in der Arbeit der Redaktionen zeigen. Bei der Badischen Zeitung arbeitet nur ein Wissenschaftsredakteur. Der Fall des Einzelkämpfers ist deshalb so interessant für die Beobachtung, weil er nicht die Möglichkeit hat, sich die Themen mit Kollegen aufzuteilen. Indem ich ihn eine Woche beobachte, erfasse ich zweifelsfrei

wissenschaftliche Ergebnisse kritisch hinterfragt oder investigativ überprüft werden können. Andererseits zeigt das Gespräch mit einem Informanten, dass der Redakteur Recherchemethoden anwendet.

Die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung zeichnet sich gegenüber anderen Redaktionen dadurch aus, was es nicht gibt: So sind die Redakteure keinen Anrufen von PR-Firmen ausgesetzt. Die Post ist durch die Redaktionsassistenten vorsortiert. Auch ist kein mitlaufender Agenturticker im Redaktionssystem aktiviert. Die Redakteure sind also abgekapselter. Das kommt der Zeit für Recherche zu Gute. Typisch für die Artikel der Sonntagszeitung ist der Charakter einer Tangente. Eine Tangente nähert sich auf überraschende, originelle Weise einem Thema aus Richtung der Wissenschaft. Sie lehnt sich an aktuelle Ereignisse an, behandelt aber nicht das Ereignis selbst. Allen untersuchten Redaktionen geht es um Verständlichkeit. Aber die Sonntagszeitung lotet bewusst die Grenzen der Verständlichkeit aus. Sie will ihre Leser auch überfordern und zwar aus Prinzip: „Was, die glauben, dass ich das verstehen kann? Dann kann ich es ja vielleicht auch verstehen. Das steigert auch das Selbstwertgefühl“, sagt ein Redakteur. So schafft es auch komplizierte Quantenphysik und Mathematik in die Zeitung. Und die Wissensmacher können die Illusion einer direkten Beobachtung der gesamten Wissenschaft erzeugen.

Die Unterschiede zwischen Redaktionen lassen sich sehr gut im direkten Vergleich der Berliner Zeitung und der Frankfurter Rundschau erkennen – und das obwohl

die Nachrichtenredaktionen der beiden Zeitungen im Newsroom sehr ähnlich zu arbeiten scheinen. Mit gleichem Personaleinsatz machen beide Redaktionen jeden Tag ein unterschiedliches Produkt. Die Redakteure der Berliner Zeitung sitzen im eigenen Büro. Auffällig ist die besondere Sorgfalt, die Texten geschenkt wird. Die Artikel werden nicht nur redigiert, sie werden poliert. Textbearbeitung nimmt gut ein Drittel einer durchschnittlichen Stunde ein. Die Textarbeit ist dabei fast ausschließlich Bearbeitung

fremder Texte. Es herrscht das Vier-Augen-Prinzip, das heißt, dass auf jeden Artikel zwei Redakteure schauen. Ihre Redigaturen kommentieren sie im Redaktionssystem für die Kollegen und die Autoren. Es ist nicht ungewöhnlich, dass Artikel vier- oder fünfmal mit Fragen an die freien Autoren zurückgegeben werden, bis zu 14 Redigaturstufen habe ich identifiziert, bis ein Artikel erscheint. Grund für das Redigieren sei oft die mangelnde journalistische Fähigkeit der Autoren, meinen die Redakteure. Ein derart aufwändiges Verfahren sei aber die Ausnahme, nicht die Regel.

Bei gleicher Personalausstattung von vier Redakteuren (auf 3,3 Stellen) ist die Arbeitsorganisation in der Frankfurter Rundschau eine andere. Die vier Redakteure sitzen in einem Raum. Das gemeinsame Büro führt dazu, dass Gespräche

der Kollegen mit Abstand die häufigsten Tätigkeiten sind. Die Kommunikationswege sind nicht so hierarchisch und formalisiert. Im Zuge der Formatumstellung auf Tabloid wurden die Kompetenzen zwischen Layoutern und Redakteuren neu organisiert. Layout und journalistische Tätigkeit sind wieder strikt getrennt. Das führt zu einem hohen Koordinationsbedarf mit der Grafikabteilung. Dadurch ist die Arbeit vor Redaktionsschluss extrem kleinteilig.

## Die wissenschaftliche Erkenntnis selbst ist kein Auswahlkriterium. „Wenn man ehrlich ist, ist der Unterhaltungswert das Wichtigere“, sagt ein Redakteur

Während der Personalrahmen der Wissenschaft für die Frankfurter Rundschau gerade um eine Stelle aufgestockt wurde, hat das Ressort der Berliner Zeitung eine Redakteursstelle verloren. Die Seitengestaltung geschieht in beiden Redaktionen zusammen mit einem Grafiker, der dem Ressort fest zugeteilt ist. Die Rundschau arbeitet mit vielen fest vergebenen Plätzen für Serien, während die Berliner Zeitung die Artikel täglich neu verteilt. Beim Platz ist es genau umgekehrt: Der wird in der Rundschau täglich neu „erstritten“, während die Seite der Berliner Zeitung meist ein langer Aufmacher und ein kurzer Keller füllt. Dabei verzichtet sie gänzlich auf feste Kolumnen, die die Rundschau zur Leserbindung gerade erst gestärkt und überarbeitet hat.

Die Berliner Zeitung hat mehrere feste Konferenzen, an denen alle



Redakteure teilnehmen. Die Frankfurter Rundschau verzichtet auf Ressortkonferenzen, vielmehr wird im Großraumbüro über den Tisch hinweg geplant. Was das bedeutet,

Die Komposition einer Wissenschaftsseite ist einer der faszinierendsten Prozesse, der von außen nicht erklärbar ist. Wieso geht es links um die Simpsons und daneben

Karteikarten für jeden Erscheinungstag der nächsten sieben Wochen eingesteckt werden können. Jeder verbindlich von einem Redakteur geplante oder bestellte Artikel wird auf eine Karte geschrieben. Medizinthemen kommen auf eine gelbe, Themen aus der Ökologie auf eine grüne, Technik auf eine blaue Karte. Das einfache Prinzip: Wenn die Tafel bunt ist, stimmt die Mischung der Seiten. Der Eindruck der Wissenschaftsseite als einer »bunten« Seite ist also begründet.

Jakob Vicari ist freiberuflicher Wissenschaftsjournalist in München. Seit seiner Untersuchung benutzt er die Taste „Ruhe vor Telefon“ um längere Schreibphasen zu haben. Kontakt: [post@jjev.de](mailto:post@jjev.de)

„Unter Wissensmachern“ ist als Diplomarbeit am Lehrstuhl Prof. Dr. Michael Meyen am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München entstanden.

Die komplette Arbeit kann unter <http://www.jjev.de/wissensmacher/wissensm.html> heruntergeladen werden.

## Die Redakteure haben nur vage Vorstellungen davon, wer ihre Seiten liest

macht ein Wert eindrucksvoll deutlich: In der Berliner Zeitung nehmen Konferenzen einen mehr als doppelt so großen Anteil an der Handlungsdauer ein wie in der Frankfurter Rundschau. Während die Berliner Zeitung während der Beobachtungswoche ihre Meldungen zur Aktualisierung mehrmals dem Spätdienst überträgt, arbeitet die Rundschau tagesaktuell. In Frankfurt wird die eigene Themenkreation für wichtiger gehalten, die Berliner handeln eher ereignisorientiert.

Die Redakteure haben nur vage Vorstellungen davon, wer ihre Seiten liest. Sie können also weder Schwierigkeit noch Themenauswahl an ihren Lesern festmachen. Sie lösen das einfach – und nehmen sich selbst als Relevanzmaßstab: „Das justiere ich einfach an mir. Alles, was ich lustig und spannend und interessant finde, das kommt dann ins Blatt“, sagt ein Redakteur. Die Auswahl erfolgt also für einen studierten, die Wissenschaft verfolgenden Menschen, der nicht unbedingt dem normalen Zeitungsleser entspricht. Die Darstellung erfolgt oft erzählend, Artikel werden „Geschichten“ genannt. Wissenschaftsjournalismus ist aber auch Meinungsjournalismus. Die Wissensmacher kommentieren regelmäßig aktuelle Ereignisse mit Wissenschaftsbezug.

um die Kultusministerkonferenz? Und warum wird ein Artikel über Zahnspangen um die ägyptische Pharaonin Hatschepsut ergänzt? Die klassische Nachrichtenwert-Theorie postuliert, dass das wichtigste Thema auch den meisten Platz bekommt, das zweitwichtigste Thema wird dann etwas kleiner daneben gestellt. Doch Wissenschaftsseiten sind offenbar auch nach anderen Kriterien zusammengestellt. Vergleicht man deutsche Wissenschaftsseiten an einem gewöhnlichen Tag, unterscheidet sich die Themengewichtung erheblich, während die Titelseiten aller Zeitungen ähnlich sind.

Der unterschiedliche Charakter der Wissenschaftsseiten zeigt sich schon an den Planungsmitteln. Im Wissenschaftsressort der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wird auf einer grünen Schultafel im Büro des Ressortleiters der wöchentliche Wissenschaftsteil gemischt. Mögliche Seiten-Zusammenstellungen werden in verschiedenen Farben mit Kreide notiert. Für eine dieser Zusammenstellungen entscheidet sich die Redaktion. Die beobachtete Woche ist eine gelbe Woche, die Entscheidung dafür ist aber eher eine Bauchentscheidung. Die Berliner Zeitung mischt mit einem ausgetüftelten System. Dort gibt es eine Planungstafel, in die

# „DIE LEUTE HABEN EINEN HORROR VOR DER MATHEMATIK“

## Warum ist Mathematik ein solches Stiefkind des Wissenschaftsjournalismus?

Mit dem Jahr der Mathematik hält eine Disziplin Einzug in die Berichterstattung, die sonst nur selten dort Gast ist – und dann meist in Form von Klobeleien oder Kuriositäten. Geht es ans Eingemachte, über das allgemeine Schulniveau hinaus, findet Mathematik in den Medien kaum statt. Dabei steckt sie im Kern in vielen alltäglichen Dingen und neuen Erkenntnissen. Das wpk-Quarterly sprach mit Dr. Christoph Pöppe, Mathematiker und Redakteur bei Spektrum der Wissenschaft, über den schwierigen Stand seines Fachs.

„Alles ist Zahl“, das wissen wir seit Pythagoras – aber die Zahl wissenschaftsjournalistischer Artikel zur Mathematik ist gering, und selbst in anwendungsbezogenen Bereichen geht der mathematische Kern eher unter. Woran liegt's?

Ich mag ja den Spruch „Alles ist Zahl“ nicht. Wenn sich andere Leute allgemein oder auch speziell über Literatur äußern, beginnen sie ja in aller Regel auch nicht bei den Buchstaben. Äußert sich aber jemand über Mathematik, kommt jeder auf die Idee, man müsste bei den Zahlen anfangen. Das ist insofern richtig, als Mathematik aus Zahlen besteht, so wie Literatur aus Buchstaben, doch hat man irgendwie trotzdem nicht das Gefühl, dass man das Wesentliche erfasst.

Aber man kann ja über Zahlen reden – Zahlen sind an der Mathematik noch das, was die Leute am wenigsten abschreckt, unangenehm wird es erst später: Wenn die Formelzeichen an die Stelle der Zahlen treten, oder wenn man vor lauter Mathematik überhaupt keine Zahlen

mehr sieht und sich dann verzweifelt fragt, was das mit Rechnen zu tun hat.

Also, warum ist Mathematik so schlecht vertreten? Die ersten beiden Antworten lauten: Die Leute haben einen Horror vor der Mathematik, und die Journalisten nehmen diesen Horror auch noch übertrieben wahr.

## Woher kommt dieser Horror?

Standardmäßig werden die schlechten Erfahrungen aus dem Schulunterricht angeführt. Mir persönlich ist es in der Schule relativ gut gegangen in der Mathematik, aber ich hatte in meiner Klasse auch Leute, die darunter gelitten haben. Und er kommt aus der speziell deutschen Tradition, in der es immer noch salonfähig ist zu sagen, „von Mathematik hab' ich keine Ahnung, da war ich immer schlecht“. In Frankreich macht man sich mit so etwas relativ unmöglich.

Warum gelingt es Journalisten dann nicht, diesen Horror zu beseitigen? Lassen sie sich selbst davon hemmen? Oder fehlen ihnen schlicht die Themen?

Vielleicht neigen sie, da sie ihn übertrieben wahrnehmen, auch dazu, einen Artikel zur Mathematik erst gar nicht anzufangen. Die Themen gibt es, ich persönlich kriege mehr Mathematikthemen auf den Tisch, als ich verarbeiten kann. Aber vielleicht suchen sie nicht genügend danach.

Oder mangelt es eventuell an Journalisten, die in der Lage wären, Mathematik in Worte zu fassen? Muss man Mathematiker sein, um darüber berichten zu können?

Es gibt prominente Gegenbeispiele: Einer der besten Mathematik-Journalisten, die ich kenne, ist Gero von Randow – der ist von Hause aus Jurist. Das Glanzvorbild aller Mathematikschreiber ist ohnehin Martin Gardner, der immer darauf bestanden hat, dass er überhaupt kein Mathematiker ist. Er geht an die Mathematiker von außen ran, hört ihnen geduldig zu und gibt es dann in eigenen Worten wieder. Das liest sich definitiv anders, als wenn ein Mathematiker schreibt, und macht es eigentlich immer ganz bekömmlich.

Welche Themen wären denn am ehesten geeignet, um eine breite Leserschaft zu finden?

Ich glaube, die mit den schönen Bildchen – wie Fraktale oder algebraische Flächen. Zumindest bekommen da die Kollegen, die sonst nicht viel von Mathematik halten, leuchtende Augen, und ich hoffe, das Publikum sieht das auch so.

Sie haben gerade in der Januar-Ausgabe von Spektrum der Wissenschaft einen großen Artikel über Fraktale publiziert. Hatten Sie Mühe, Ihre Kollegen und Ihren Chefredakteur davon zu überzeugen?

Das war ganz lustig. Der Chefredakteur hatte dagegen persönlich nichts einzuwenden, befürchtete aber mangelndes Interesse bei den Lesern. Die übrigen Redakteure haben ihn dann aber überstimmt.

Die Auseinandersetzung über den Artikel war hart, ich musste mich mit relativ knappem Platz begnügen und hatte die Auflage, den schönen Bildern sehr, sehr viel Platz einzuräumen, wodurch die Mathematik etwas schwerer wurde, als ich mir das vorgestellt hatte. Ich habe also nicht nur Dinge weglassen müssen, ich habe auch Dinge kürzer darstellen müssen, als ich das für bekömmlich gehalten habe. Am Ende ist dieser Artikel ein typischer Kompromiss zwischen dem, was man sagen will, und der Angst vor dem Publikum.



*Dr. Christoph Pöppe*

Was wären weitere große Themen, was sind die Wale, Dinos oder schmelzenden Gletscher der Mathematik?

Was immer geht, sind Primzahlen. Innerhalb der Mathematik ist das ein Thema für die Exoten, aber

es gibt regelmäßig einen Rekord, und über Rekorde berichtet die Presse gerne. Der Rekord wird zwar immer auf dieselbe Art und Weise erzielt: Man lässt immer größere Computer immer länger rechnen, und dann kommt wieder eine neue Primzahl heraus. Ich persönlich habe es deshalb aufgegeben, immer wieder darüber zu schreiben. Die Presse tut das fleißig.

Ein weiteres Lieblingsthema ist mathematisches Modellieren in der Medizin, das ist erstens schön gruselig, weil man diese Knochenmänner zeigen kann, oder eine Krebsgeschwulst, die man dann ganz besonders eindrucksvoll darstellt, damit man sie hinterher sehr gezielt beschießen kann. Auch hier gibt es ganz eindrucksvolle Bilder, und an der Stelle passiert auch ziemlich interessante Mathematik. Da lohnt es schon, darüber zu schreiben.

Dann kommt diese ewige Diskussion über die Nützlichkeit der Mathematik: Jeder fragt, wozu ist die Mathematik gut, und keiner will's wirklich wissen. Denn wenn die Mathematik zu etwas gut ist, erfordert sie noch einen Haufen Nacharbeit. Will man die tollen Ideen und Entdeckungen auf die Natur anwenden, dann stellt sich heraus, die Natur weicht doch ziemlich weit von den Vorstellungen der Theorie ab. Also muss man jede Menge Anpassungen vornehmen, von denen die Theorie nicht schöner wird. Dinge, die noch hart am Schulstoff sind, lassen sich vermitteln. Auch große Ideen, die wirklich gut und stark und einfach sind. Aber die Lösung eines Optimierungsproblems, das Verfahren, das letztendlich zum Erfolg geführt hat – das geht nicht.

Wie sieht es mit der Aktualität aus?

Der Aktualitätsdruck, den man ansonsten in der Presse hat, will in der Mathematik nicht passen. Es gibt nicht diese dramatischen Ereignisse. Es gibt vielleicht im stillen Kämmerlein des Forschers den Moment, in dem er das Aha-Erlebnis hat. Nur davon erfährt man

## Wann also berichtet man über eine Entdeckung? Nicht, wenn der Meister sie hatte

nichts. Man erfährt davon vielleicht, wenn er die Idee erstmalig vor Kollegen vorträgt, und irgendwann kommen die Kollegen dann zu dem Ergebnis, das ist ja wirklich ein dolles Ding. Das ist dann vielleicht ein Jahr später, - denn so lange dauert es schon, bis klar ist, dass es nicht einfach die Neuauflage von etwas ist, das jemand anderes schon vor fünfzig Jahren entdeckt hat. So etwas kommt vor.

Wann also berichtet man über eine Entdeckung? Nicht, wenn der Meister sie hatte. Nicht, wenn der Meister sie seinen Kollegen vorträgt. Das zeigte sich selbst bei einer solchen Ausnahmefigur wie Perelman. Bei ihm war relativ rasch klar, dass er eine tolle Entdeckung gemacht hat – und das an der Poincaré-Vermutung: Wer die knackt, konnte sich der Aufmerksamkeit der Fachwelt gewiss sein. Man kannte Perelman, man wusste, dass er kein Spinner ist oder Aufschneider. Er hat seine Idee in zwei Papern von je dreißig Seiten ins Internet gestellt und die Leute darüber nach-

denken lassen. Die haben ein paar Monate darüber gebrütet und immer noch keinen Fehler gefunden. Dann haben sie ihn in die USA eingeladen, er ist gekommen, hat das ganze Zeug mit ihnen diskutiert und auf jede Frage eine Antwort gewusst. Jetzt irgendwann ist der Moment: Ah, Sensation!

Aber war Perelman nicht auch deshalb in den Medien, weil er einfach eine kuriose Gestalt ist? Es schien doch mehr um seine Person zu gehen als um seine Lösung der Poincaré-Vermutung ..

Ja, klar! Dass er da irgendwo in Russland in den Wäldern lebt, sich aus der professionellen Mathematik verabschiedet hat, sich die Fields-Medaille und 15.000 kanadische Dollar entgehen lässt, das sind

Die Berichterstattung gibt gern so ein leicht bescheuertes Bild von den Mathematikern. Der Mathematiker erscheint in der Presse, wenn er so schräg ist wie Perelman. Auch unter Mathematikern ist Perelman eine Ausnahmefigur – mal abgesehen davon, dass ich ihn für ziemlich normal halte (lacht).

Ich habe auch schon einmal ein Porträt von einem anderen Mathematiker gelesen, das angestrengt versuchte, den Mann als Kuriosum darzustellen. Das ging komplett daneben, denn der Mann ist völlig normal. Ein Schreibtisch, der unter Papieren verschwindet, für Nichtmathematiker unverständliche Ankündigungen im Uniflur – das ist nun mal keine Ausnahme.

Was man inzwischen ja überall findet, sind mathematische Rätsel, Knobeleien, man denke nur an die Sudoku-Welle. Bringt das der Mathematik in den Medien etwas, oder sind das zwei völlig verschiedene Schienen?

Nein, es sind nicht völlig ver-

## Jeder fragt, wozu ist die Mathematik gut, und keiner will's wirklich wissen

doch echte Storys. Bereits die Poincaré-Vermutung so zu formulieren, dass der durchschnittliche Zeitungsleser sie versteht, kostet erheblich mehr Platz. Und dann noch ungefähr zu vermitteln, was Perelman gemacht hat, kostet nochmal richtig Platz. Das können wir in Spektrum machen – und da war es immer noch schwer.

schiedene Schienen. Die Tatsache, dass im Sudoku Zahlen stehen, darf aber nicht zu dem Fehlschluss verleiten, es würde etwas mit diesen Zahlen angestellt. Sie sind reine Symbole. Insofern wird also nicht das Rechnen geübt, sondern nur das logische Denken. Auch das etwas kompliziertere logische Denken. Das trifft in gewissem Sinne auch auf das klassische Kreuzwort-

rätsel zu. Sudoku ist abstrakter und klarer, man muss nicht so viel Kontextkenntnisse haben - beim Kreuzworträtsel hilft es ja, wenn man diesen Straußenvogel und den Papagei kennt, die immer vorkommen.

Aber abgesehen von Sudoku, gibt es ja auch eine Reihe von Knoblrätseln und -aufgaben, für die man schon mittlere oder höhere Mathematik-Kenntnisse braucht. Ist das ein Weg, die Leute an das Thema heranzuführen?

Es gibt eine ganze Menge Leute, die mögen das. Heranzuführen ist da eine interessante Frage. Ob sich ein Erwachsener, der das bisher verabscheut hat, durch solche Rätsel heranzuführen lässt, weiß ich nicht so genau.

Wäre es dann wenigstens eine Möglichkeit, Schülern über solche Rätsel den Horror vor dem Fach zu nehmen, der sich ja sonst offensichtlich bis ins Erwachsenenalter ausprägt?

Ja, da gibt es Möglichkeiten. Bei uns in der Schule war das standard-

unmöglich, sie dann im Lehrstoff anzuwenden - eben weil sie so verquer sind. Du lernst, dass eine Lösung ganz anders aussieht, als du im ersten Moment gedacht hast. Für Termumformung oder irgendwelche Gleichungen hilft dir das aber nicht weiter.

Das Jahr der Mathematik stellt ja Schüler und Lehrer stärker als früher ins Zentrum, und einige Projekte reichen über das Jahr hinaus. Wird es damit mehr nachhaltigen Erfolg haben als die bisherigen Wissenschaftsjahre?

Nun, ich kenne die, die dieses Jahr konzipiert haben und nun durchführen, persönlich. Es gibt gewisse Indizien dafür, dass sie mehr Erfolg haben werden.

Liegt das daran, dass die Telekom-Stiftung beteiligt ist?

Das ist sicher ein Aspekt. Zum anderen hat Günter Ziegler den Vorteil, dass er nicht achtzig Berufsvorbände wie beim Jahr der Geisteswissenschaften unter einen Hut bringen muss, sondern nur drei. Und Ziegler ist ein Vermittlertyp.

folgt aber in der Regel dem, was vorher besprochen worden ist. Und deswegen kommen die relativ weit.

Wissenschaftsjahre, die Mathematik-Olympiade 2009, Kurioses wie Perelman oder Anwendungen, in denen die komplizierte Mathematik im Kern aber außen vor bleibt - kann man über Mathematik nur auf oberflächlichem Niveau schreiben? Und falls ja, ist das für Sie als Mathematiker nicht frustrierend?

Für mich persönlich nicht, ich sitze ja bei einer Zeitschrift, die bereit ist, im Notfall acht Seiten am Stück für Mathematik zu spendieren. Wobei das, worauf es ankommt, ist: am Stück. Man könnte ja über ein beliebiges Thema acht Monate lang jeden Monat eine Seite schreiben. Und es gibt Themen, denen bekommt das vielleicht prächtig, für die Mathematik wäre das vollkommener Blödsinn. Da muss man dann schon mal, je nach Thema, acht Seiten aufwenden. Allerdings muss man dem Leser dann vorher sagen: 'Ich hab dir etwas ganz Interessantes zu erzählen, nimm dir bitte eine halbe Stunde Zeit. Denn wenn du das nicht tust, dann bist du richtig frustriert.'

Die allgemeine Vorstellung ist, dass der Leser nicht bereit ist, die halbe Stunde zu investieren. Auch wir machen inzwischen Kompromisse - auch unsere Artikel werden kürzer. Wir versuchen, der Ungeduld des Lesers hinterher zu rennen, auf die Gefahr hin, dass wir ihn frustrieren. Weil wir ihm eben beim besten Willen nicht in zehn Minuten erzählen können, was bei Mathematik so toll ist.

## Die Berichterstattung gibt gern so ein leicht bescheuertes Bild von den Mathematikern

mäßig die letzte Stunde vor den Ferien, die war immer ganz vernünftig. Allerdings trauen sich Lehrer das kaum, weil sie mit ihrem Stoff durchkommen müssen. Denn diese Rätsel sind zwar prima zum Motivieren, es ist aber praktisch

Das heißt, es gibt ein ziemlich kleines Leitungsgremium, in dem die entscheidenden Dinge vorher besprochen werden. Die Entscheidung fällt dann Frau Schavan oder der Geschäftsführer von der Telekom-Stiftung, Ekkehard Winter, sie

Das heißt, trotz des derzeitigen ganzen Medienhypes sehen Sie die Zukunft der Mathematik in den wissenschaftsjournalistischen Medien eher düster?

Ich fürchte, die Furcht vor der Ungeduld des Lesers ist den Journalisten nicht auszutreiben. Der erste, der's versucht, landet auf der Nase. Und mal angenommen, es gibt die Leser tatsächlich, die sich bereitwillig eine halbe Stunde für einen solchen Artikel hinsetzen - die muss man auch mal erst erreichen. Ich finde aber, die Journalisten sollten es versuchen. Die kriegen es dann schon hin.

Die Fragen stellte Antje Findeklea.

Ich fürchte, die Furcht vor der Ungeduld des Lesers ist den Journalisten nicht auszutreiben

## Ranking 2007

# JOACHIM BUBLATH IST DER BESTE!?

**Statt nur anschauliche Vermittlungsleistung zu prämiieren, wäre es besser, Recherchequalität auszuzeichnen**

HOLGER WORMER

Jetzt wissen wir es also: Das *medium magazin* hat unlängst die Journalisten des Jahres 2007 gekürt und dabei, soweit das Erfreuliche, die „Kategorie Wissenschaft“ nicht vergessen. Immerhin sind solche Rankings und Wettbewerbe, ob im Sport, in der Wissenschaft oder im Journalismus, en vogue und vielleicht sogar so etwas wie „Identitätsstiftend“ für eine Community. Nicht

minder sind die meisten Rankings aber auch etwas anderes: fragwürdig.

Im Sport gehört das spätestens seit der Dopingtour de France 2007 zum Allgemeingut und so mancher Sportjournalist plädiert sogar dafür – wie unlängst auf der Dortmunder Sportjournalistenkonferenz geschehen – jede Siegermeldung zunächst mit einer Grundsatzrecherche zu versehen: War der Sportler verletzt in den Wochen vor dem Sieg? War es möglich, kurz nach einer Verletzung schon wieder Rekord-Zeiten, -Weiten und Siege hinzulegen? Ist ein enormer Leistungssprung über Nacht allein mit wechselnder „Tagesform“ zu erklären oder doch eher mit Epo & Co?

Sogar in der Wissenschaft wachsen trotz des eifrigen Wettbewerbs im Exzellenzwettbewerb, nackten Impactfaktorierungen von Publika-

tionslisten und Evaluationen in extensio zumindest mancherorts die Zweifel, ob sich auf diese Weise wirklich gute Wissenschaft messen lässt. Zudem hat sich seit Hwang & Co auch außerhalb der Wissenschaft die Erkenntnis verbreitet, dass verschiedene Formen des Dopings sogar in der Forschung vorkommen können. Dabei ist mit Doping nicht nur das Aufpeppen von Labordaten gemeint, viel wichtiger sind hier wohl jene Siege der Publikations- und Drittmittelkönige durch die Arbeit von Mitarbeitern, deren Anteil an der Leistungssteigerung oft nicht sichtbar wird.

Und im Journalismus? Dem traut man seit jeher fast alles und somit auch jede Form von Doping zu, wobei das Augenmerk an dieser Stelle ganz der „Leistungssteigerung durch Mitarbeiter“ gelten soll. Deren Leistung steht besonders im Fernsehen weit hinten an, denn wer macht sich schon bei jeder Sendung klar, dass das, was die Menschen im glanzvollen Studiolicht vor der Kamera erzählen, vor allem das Wissen anderer ist, dass diese fleißig und unsichtbar hinter der Kamera zusammengetragen haben. Besonders eklatant ist der Unterschied wohl dann, wenn das auf wenig repräsentativen Schreibtischen geerntete Wissen zunächst besonders unansehnlich (sprich: kompliziert) ist, sodass kaum eine Jury die Qualität dieses recherchierten Rohwissens beurteilen möchte. Insofern ist es vielleicht kein Zufall, dass Menschen, die vor der Kamera stehen, gerade im Wissenschaftsjournalismus sehr gerne zu Siegern gekürt werden – immerhin geben sie dem geernteten Rohwissen ein ansehnliches Gesicht, ein Gefühl der Sicherheit, an dem sich der Laie orientieren kann.

Womöglich ist es aber lohnender, weniger über die Frage nachzudenken, wie viel Arbeit ein einfacher Redakteur oder ein für Recherchen in der Regel schlecht bezahlter Freier Journalist einem Fernsehmoderator im Einzelfall abnimmt, dafür aber die Regeln des jeweiligen Rankings genauer unter die Lupe zu nehmen. Denn naturgemäß fällt der Sinn und Unsinn jedes Rankings mit den Kriterien, die man für den Wettbewerb generell aufgestellt hat. Und die kann jeder, der einen Wettbewerb veranstaltet, mehr oder weniger selbst festlegen, sodass man im Prinzip auch die Arbeit hinter der Kamera besser belohnen könnte – wenn man das möchte.

Ein guter Ansatz dazu ist auch beim *medium magazin* zu erkennen, das immerhin eine „Sonderkategorie Redaktion“ ausgelobt hat. Was hingegen die Kriterien für die „Kategorie Wissenschaft“ angeht, legen die Ausrichter des Wettbewerbs ein Verständnis von Wissenschaftsjournalismus an den Tag, das ungefähr aus jener Epoche zu stammen scheint, als man die Zeiten in der Leichtathletik noch per Hand gestoppt hat: „Wer vermittelte schwierige Zusammenhänge besonders verständlich?“ heißt es da. Wir vergleichen mit dem Kriterium der Kategorie Politik im gleichen Wettbewerb: (...) „Wer machte das Politikgeschäft transparent?“ In dieser Kategorie wurde ein Politikjournalist ausgezeichnet, der eine „Instanz der Pressefreiheit“ ist. Und selbst der Preis für die Sportkollegen kommt moderner daher: Hier belegen nicht dramatisch sprechende Spielberichterstatter, sondern ein „beharrlicher Rechercheur“ und erfreulicherweise ein Recherche-Team die ersten beiden Plätze – letztere mit einem Preis für

„wesentliche Aufklärungsarbeit“. In der Kategorie Wissenschaft gilt für Platz 1 hingegen das Credo: „Macht trockene Technik und Naturwissenschaft gut konsumierbar“ – ein Konsumpreis also!

Damit kein Missverständnis aufkommt: Wenn es tatsächlich so sein sollte, dass Joachim Bublath – um den *medium-magazin*-Wissenschaftsjournalisten des Jahres 2007 endlich einmal beim Namen zu nennen – höchstpersönlich die beste und innovativste Vermittlungsleistung im deutschen Wissenschaftsjournalismus 2007 erbracht hat und auch das demonstrative Verlassen von Talksendungen als preiswürdig gilt, dann sei ihm die Auszeichnung gegönnt. Die viel wichtigere Frage lautet aber, ob das „Konsumierbarmachen von Technik und Naturwissenschaft“ wirklich noch ein zeitgemäßes Kriterium für die Auszeichnung besonderer Leistungen im Wissenschaftsjournalismus ist. Eine gute und anschauliche Darstellung von Wissenschaftsthemen ist ein (aber eben auch nur ein!) Kriterium für Qualität in diesem Feld.

Für die Weiterentwicklung des Wissenschaftsjournalismus wäre es freilich besser, sich künftig zumindest bei Journalistenwettbewerben stärker an Kriterien zu orientieren, wie sie für die Kategorie „Politik“ und nun sogar für die Kategorie „Sport“ als selbstverständlich gelten. Denn die Wissenschaft, in der das große Geld und der große Wettbewerb kaum eine geringere Rolle mehr spielen als im Sport, hat Rechercheure und Dopingjäger fast ebenso dringend nötig wie die Tour de France.



Wissenschafts-Pressekonferenz e.V.

## NEUE MITGLIEDER

### THOMAS REINTJES KÖLN

In meinen Beiträgen, die ich heute hauptsächlich für Deutschlandfunk und WDR produziere, beschäftige ich mich mit Themen wie IT-Sicherheit, neuesten Internet-Hypes und Informatik-Forschung. Ehrlich gesagt bin ich in diese Computerwelt irgendwie reingerutscht. Früher einmal war Physik mein Steckenpferd, vor rund zehn Jahren habe ich angefangen, das Fach ein paar Semester lang zu studieren. Mein Diplom machte ich aber schließlich als Technikjournalist an der Fachhochschule Bonn-Rhein-Sieg. Gegen Ende des Studiums stand der Schritt in die Selbstständigkeit fest: Mit zwei Kommilitonen gründete ich „Viermann – Die Redaktion für Wissenschaft und Technik“. Eine unter Journalisten sicher seltene Schicksalsgemeinschaft; kein loses Journalistenbüro, sondern ein Unternehmen mit gemeinsamer Kasse. Ich ernte regelmäßig ungläubige Blicke von freien Kollegen, doch für uns bringt diese Konstellation unter der Voraussetzung einer vertrauensvollen Zusammenarbeit jede Menge Vorteile mit sich.

Zur WPK hat mich die letzte Reise ins Saarland gebracht, an der

ich über einen Umweg ausnahmsweise auch als Nicht-WPKler teilnehmen durfte. Aber nach etwas Moselwein habe ich meine Mitgliedschaft zugesagt – und das bisher alles andere als bereit.

### ULRICH SCHNABEL HAMBURG

Für gewöhnlich halte ich es mit Groucho Marx: „Ich würde nie in einen Verein eintreten, der bereit wäre, mich als Mitglied aufzunehmen.“ Warum bei der WPK eine Ausnahme machen? Vermutlich, weil ich nach fast zwanzigjähriger Tätigkeit als Wissenschaftsjournalist es nicht mehr leugnen kann, Teil dieses Berufsstandes zu sein; wohl auch, weil es sinnvoll ist, wenn Journalisten sich vernetzen, austauschen und gemeinsam ihre Interessen vertreten; und nicht zuletzt deshalb, weil ich mittlerweile einfach zu viele freundliche, kluge WPK-Mitglieder kenne, die mich sanft gedrängt haben, endlich an Bord zu kommen.

Als Redakteur im Ressort Wissen der ZEIT, dem ich seit 1993 angehöre, schreibe ich über alle möglichen Themen, von der Astrophysik über die Hirnforschung bis zur Religionswissenschaft, und fühle mich dabei (wenn nicht gerade der Redaktionsschluss droht) mitunter wie auf einer permanenten Weiterbildungsveranstaltung. Jedenfalls leide ich, wie die meisten WPK-Mitglieder, unter einem chronischen Neugierigkeits-Syndrom und hoffe nun auf den Beistand meiner künftigen Selbsthilfe-Gruppe – auch wenn die Mitgliedschaft in der WPK dieses Syndrom vermutlich erst recht ankurbeln wird.

## IMPRESSUM

**WPK Quarterly** ist die Quartalszeitschrift der Wissenschafts-Pressekonferenz e.V. Redaktionsanschrift: WPK Quarterly, Ahrstraße 45, 53175 Bonn. Tel. 0228-9579840, Fax: 9579841, E-Mail: [wpk@wpk.org](mailto:wpk@wpk.org).

**Redaktion:** Markus Lehmkühl (V.i.S.d.P.), Antje Findekle, Nicole Heißmann, Grit Kienzlen, Jan Lublinski

**Layout:** Antje Findekle auf OpenOffice2.2. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte, Bilder etc. wird keine Haftung übernommen.

Das WPK-Quarterly wird unterstützt von der Klaus Tschira Stiftung.